

Die Aeneas

Nr. 49

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

Rees Doorik.

Roman von Georges Eckhoud.

(Fortsetzung.)

Anemie würde wieder zärtlicher, wie wenn sie für Rees jenes oberflächliche Mitleid gehabt hätte, das selbst die härtesten Frauen so gut zu zeigen verstehen.

„Sie sind ein guter Junge,“ fuhr sie fort, „ein treuer, guter Gehilfe. Sehen Sie, was ich eben sagte, sollte Sie mir veranlassen, ohne Aufsehen fortzugehen. Ach, wenn Sie doch wenigstens einen Namen hätten, den Namen Ihrer Eltern — wie leicht! Sie wissen wohl, daß die Leute sich über uns aufgehalten haben; mein guter Name hat darunter gelitten. Ich werfe Ihnen das nicht vor, aber ich würde doch lügen, wenn ich sagte, daß hätte mir nichts ausgemacht. Sie haben Recht, es ist besser, wir bleiben nicht beisammen. Gehen Sie fort von hier und sogar fort aus dem Dorfe. Ach, Rees, thun Sie doch das mir zu lieb. Denken Sie an Melis Cramp, Ihren Wohlthäter, und stören Sie nicht die Ruhe seiner Wittve. Ich jage Sie nicht fort, verstehen Sie wohl, ich werde Ihnen Geld geben.“

Sie weinte, während sie all' das sagte, aber ihre Worte waren die eines klugen Weibes, das Alles reiflich in Erwägung gezogen hat, bevor es einen Entschluß faßt. Die Anspielung auf die Wohlthaten Cramp's benahm dem armen Jungen seine letzte Illusion.

„Ja,“ sagte er mit einem bitteren Tone, „Sie waren Beide gut gegen mich. Ich hätte Unrecht, mich zu beklagen, und ich hatte den Kopf verloren, als ich mir Etwas einbildete, was nicht sein kann. Nun, das ist ja vorüber. Leben Sie wohl, Meisterin, ich gehe fort. Behalten Sie Ihr Geld. Sie sind mir ja nichts schuldig. Ich verdanke Ihnen Alles. Meine Stelle ist frei. Ein schöner, reicher Junge mit einem Familiennamen braucht sich nur zu melden. Ich wünsche Ihnen alles Glück!“

Er richtete sich auf und ging hinaus, doch nicht ohne zu warten. Sie schänkte sich und wollte ihn zurückrufen, aber er war schon auf den Hängeboden hinaufgestiegen. Mit fast stumpfsinnigem Ausdruck und dem wehmüthigen Ton eines Betrunknen stimmte er ein Lied von Corepain, dem Musikanten, an, während er in einem alten, karrirten Tuche seine arbeitseligen Kleidungsstücke — er war ja nur ein Bauernknecht, ein armer Teufel — ein paar abgenutzte Bücher und seine Ersparrnisse — vierhundert Franken in einem wollenen Strumpfe — zusammenband.

Die erste Person, der Rees beim Verlassen des Weißhofes begegnete, war Bella Sap.

„Guten Tag, Rees,“ sagte das Mädchen, „wohin gehen Sie denn in diesem Pilgeranzug mit dem Bündel am Stabe?“

„Ach, Bella,“ sagte er, „ich verlasse den Weißhof. Ich habe mit der Meisterin Streit gehabt.“

„Das ist Ihnen doch nicht Ernst,“ antwortete Bella, die ihr chronisches Lachen vergaß, als sie die traurige Miene und das niedergeschlagene Aussehen des Burschen bemerkte.

„Doch, Bella, es ist ganz Ernst. Ich muß fortgehen.“

„Ist Das denn so wichtig, was zwischen Ihnen vorgefallen ist?“

„Es ist nichts mehr an der Sache zu ändern.“ Und er erzählte ihr den Vorfall mit den Eiern. Auf einmal aber, als er in den Augen Bella's eine freundliche Miene zu bemerken glaubte, ergriff er ihre Hand und erzählte ihr sein ganzes Leid. Er war dem Schlüssel nahe, als er fortfuhr:

„Sehen Sie, Sie sind ein gutes Mädchen, Bella; ich kann Ihnen wohl Alles sagen. Ich liebe die Meisterin Anemie; ich liebe sie so sehr, daß ich ihr es sagen mußte, aber sie ist zu stolz, es beleidigte sie, daß ihr Knecht sie liebte, und da hat sie denn einen Vorwand gesucht, um mich vom Weißhofe fortzuschicken.“

„Sie, Rees, Sie haben sich in die Anemie verliebt!“ rief Bella aus. „Aber das ist ja etwas Neues, mein, das ist doch zu komisch!“

Sie konnte sich vor Lachen nicht mehr halten, und sie mußte sich sogar die Thränen mit ihrer Schürze abwischen. So herzhast hatte die lustige Schwester schon lange nicht mehr gelacht.

„Bah!“ konnte sie endlich nach diesem verriickten Lachen herausbringen, aber sie wagte es noch nicht, Rees in's Gesicht zu schauen. „Das ist kein Verbrechen. Trösten Sie sich; es giebt noch andere Hoffe, als der Weißhof, und noch andere Frauen, Rees, die so reich sind, wie die Wittve Cramp, und die würden den Antrag eines ehrlichen und tüchtigen Jungen, wie Sie, besser aufnehmen. Sie brauchen ja nur zu suchen: ich will Ihnen sogar helfen, wenn Sie wollen.“

Sie hätte fast noch mehr gesagt und sich ganz verrathen, aber sie dachte, es sei ein schlechter Moment, um ihm das mitzutheilen, und sie fragte ihn etwas Anderes.

„Aber was wollen Sie denn jetzt machen?“ fragte sie.

„Ich werde bei anderen Leuten in Dienst treten.“

„Hören Sie 'mal,“ beeilte sie sich ihm zu bemerken, „kommen Sie zu meinem Vater. Er braucht einen Mann, auf den er sich verlassen kann. Ich habe ihn oft Ihre Arbeit und Ihren Charakter rühmend hören. Ich bin sicher, daß er Sie annehmen wird. Noch eins, erzählen Sie ihm nichts von Ihrer Liebe zur Meisterin Anemie, das kann unter uns

bleiben. Sie verstehen, die Geschichte mit den Eiern genügt schon. Auf Wiedersehen also, und verlieren Sie den Muth nicht.“

Als sie das gesagt hatte, wandte sie sich ab, um sich die Augen zu reiben, denn sie war schon wieder von ihrem nervösen Lachen ergriffen worden. Sie ging weiter und ließ Rees ganz verdrängt dastehen, denn er schwankte zwischen Mergel und Dankbarkeit, gereizt wie er war, durch das sonderbare Lachen dieses dicken Mädchens, und andererseits gerührt durch ihr Anerbieten, so daß er nicht wußte, ob sie Schläge oder Dank verdiente.

XIII.

Es war am selben Nachmittag, als Bannes Andries mit seiner Schwester vor dem Hofhause stand und mit ihr über den Preis der Campinehühner diskutirte, von denen er ihr drei Paar aufbürden wollte. Als sie gerade darüber einig waren, fragte er sie:

„Dann wird Rees sie also diesen Abend holen kommen?“

„Rees ist fort,“ antwortete Anemie ganz kurz. „Rees ist fort?“ wiederholte der Schlaupopf langsam, während er mit offenem Munde da stehen blieb. Es war so komisch, wie verwundert er sich stellte, und die junge Wittve mußte unwillkürlich darüber lächeln, obschon sie ganz verstimmt war und seit dem Morgen nicht mehr recht wußte, wo sie den Kopf stecken hatte.

Auf dem Hofe hatte noch Niemand erfahren, daß der Meisterknecht fortgegangen war, und auch Janneke wußte noch nichts davon.

„Wundert das Dich denn so sehr?“ hub Anemie wieder an.

„Postausend! Da warst Du doch gar voreilig. Der Junge hatte immerhin gute Eigenschaften; so verfährt man nicht mit alten Diensthofen, und dann zieht man doch seine Freunde zu Rath.“

„Aber Du habtest mir ja selbst gerathen, mich seiner zu entledigen; Du sagtest, mein guter Name sei in Gefahr. Nun, da habe ich die erste Gelegenheit benützt. Wir waren nicht einig in Bezug auf die Arbeit, und da er mir den Kopf wies, habe ich ihm zu verstehen gegeben, daß die Thür offen stehe. Er ließ sich das nicht zweimal sagen, und jetzt ist er fort.“

„Dann hast Du jetzt also einstweilen keinen anderen Knecht?“

„O, nicht für lange. Ich habe einen in Aussicht.“

Als der „Postausend“ das hörte, traute er fast seinen Ohren nicht mehr. Man jagte nicht-blos die Knechte fort, ohne ihm es vorher mitzutheilen, sondern man dingte auch noch neue, ohne ihn zu

fragen: das war doch eine offene Empörung gegen seine Vormundschaft.

„Und diese Person, die Du in Aussicht hast, kann man ihren Namen hören?“

„Gewiß, Du kennst ihn ja, Jürgen Jaas von Beirendrecht.“

Sie nannte den Namen, ohne zu zögern, und sie betonte ihn sogar ganz nachdrücklich.

„Jürgen Jaas! Es ist nicht möglich!“ rief Mannes aus, der ganz bleich geworden und die Hände über den Kopf zusammenschlug.

„Dann wäre es doch gerade so gut gewesen, Du hättest den Anderen behalten; das war doch ein armer Junge, der Dich nur bei den alten Weibern kompromittierte, während dieser durchtriebene Seel...“

„Mich vollständig verführen wird. Danke schön! Hör mal, lieber Bruder, willst Du mir noch mehr solche Liebenswürdigkeiten sagen? Es ist aber genug damit, das muß einmal aufhören. Ich bin es müde, wie ein kleines Kind behandelt zu werden. Auf Deine Bitten habe ich diesen armen Jungen, den Du gestern noch nicht leiden konntest, und den Du heute schon wieder hier haben möchtest, fortgeschickt, und anstatt damit zufrieden zu sein, siehst Du mich an, wie wenn ich den papiernen Kopf der kleinen Männchen des „Nimmegang“ von Borgerhout trüge. Und dazu schwärzt Du mir noch allerlei dummes Zeug. Also nochmals besten Dank. Sonst jetzt an werde ich handeln, wie es mir gefällt.“

„Anemie! Unglückselig!“ stammelte der Vormund ganz verblüfft.

„Du wirst Dir das noch anders überlegen, bevor dieser Verschwenker den Fuß hier über die Schwelle setzt. Was willst Du denn mit diesem heiderlichen Kerl von Beirendrecht anfangen? Wie konntest Du doch einen solchen Längensichts wählen, wo so viele fleißige Arbeiter kein Brot verdienen? Willst Du Dich denn ruinieren? ... Nein, er wird nicht hier hereinkommen, ich garantiere Dir’s.“

„Und ich sage Dir, daß er kommen wird, und sogar schon morgen. Ich geh’ sogar ihn holen, wenn es sein muß. Hat er mir nicht seine Dienste angeboten an jenem Abend, als wir in Pütte zusammen waren?“

„Unfalliges Kind! Wie konntest Du solche Worte als Ernst ansehen?“

„Doch, ich habe Recht. Und übrigens, er muß doch schon hierher kommen. Daran ist nichts zu ändern. Hast Du?“

Diese Worte sprach sie mit einer solchen Energie aus, daß ihr Knie vor Stutzen zwei Schritte zurückwich und kein Wort mehr sagte.

Wenige Tage später trat zur größten Verwunderung der ganzen Gegend der lustige Jürgen Jaas als Reiterrecht auf dem Bahnhof ein.

Neu aber war schon am anderen Tage nach seinem Weggang beim Bürgermeister Filip Sap in den Dörfern getreten.

Und Mannes Andries, der nunmehr einjah, daß weder seine Vanculationen noch seine Drohungen einen Eindruck auf seine verrückte Schwägerin machen konnten, gab sich den Aufschrei, als schme er die neue Situation an, aber er erlag im Geheimen allerlei bösen Plänen, wie er ein für allemal diese verabschiedeten Rechte weghalten konnte, da sonst doch noch einer von denselben den Kindern des „Fokkings“ die Thaler des alten Aels Group wegholen würde.

XIV.

Samuel wünschte nichts sehnlicher, als sein achtzigstes Jahr zu erreichen, um in die frohliche Ruhezeit der „Gansrijvers“ oder „Gansrijtters“ von Dinghelaar einzutreten zu können.

Entscheidend mußte er sich begünstigen, jeden Winter dem Weizenbau mit lebhafter Neugierde beizutreten. Er mußte, daß bisweilen am Mittagsessen die Reiter wohl zwanzig an der Zahl waren. Er plante sie einen Leben, der mit ihm darüber sprach, und sorgte seinen Günstigen. Jetzt die Reitergesellschaft derselben: Filip Sap, der Sohn des Bürgermeisters; Kris Patier, aus dem Wirtshaus „Van Stekell“; Rob Arrewojn, der älteste

Sohn des Schöffen, ein Unternehmer, Stan Pieter, der Neffe des Sekretärs; Ghel Ongaens; der Kupferschläger; Gem Bloget, der Müller; Rob Maas, vom „Silberbüschhof“; Guil Serwyn, vom „Pfadhof“; Pier Bandrom, vom „Epenhof“; Dolf und Koel Guba, die Zwillinge des Müllers; der Metzger Jas Kalk, ein Jude. Zu diesen bedeutenderen Mitgliedern zählte er noch Jürgen Jaas aus Beirendrecht, „unsern Fürtie“. Dann nannte er die untergeordneten Personlichkeiten: Manus und Stoffel Maus, die Pfingstknechte des Bürgermeisters; Guib Corijn, den Kuhhirt vom „Epenhof“; Mik, Quig und Gus, Drags, die drei Steinmeißel des Unternehmers Arrewojn, und endlich als Zwanzigsten: Lum Sanders, genannt Sipido, den Totengräber.

Jannete erzählte, sie seien zusammen am Morgen fortgeritten, um ihre schweren Zugpferde an die Last ihres Körpers zu gewöhnen; sie würden am Abend mit der Gans zurückkehren, die sie bei einem Milchhändler von Wyneghem kaufen wollten, da man im Polber keine Gänse züchtete.

Am folgenden Samstag, am Tage vor dem Neuen, sah er, wie Dolf und Koel Guba auf dem Kreuzwege vor dem Gemeindehause zwei hohe Pfähle in die Erde pflanzten, an denen sie ein Seil befestigten, das sie aber nur so viel anzogen, daß der Gänseritter, wenn er im Trab darunter hinwegreiten würde, beim Ausstrecken des Armes den Kopf der mit den Füßen am Seile hängenden Gans ergreifen konnte.

Die letzte Nacht konnte Jannete fast nicht schlafen. Schon vor dem ersten Hahnenschrei war er auf den Beinen und lief nach dem Plage hin.

Mit dem Schlage acht Uhr erschienen die Reiter auf den Straßen und den Pfaden, schwerfällig im Sattel sich bewegend, aber tapfer dreinschauend. Die herbeiläufigen Kinder und Frauen glaubten ein Weizenbau zu sehen. Die Schabracken, die Bügel, die Stirnriemen und der ganze übrige Pferdebehang, die Hüte und die neuen Westen der Reiter waren mit goldenen Borten, hellfarbigen Bändern, Franzen, Federn und zusammengebundenen Papierstreifen geschmückt.

Ulf Sap, der vorjährige König — er hatte nämlich das letzte Mal der Gans den Kopf abgeritten — trug die jetzt zum Tode verurteilte Gans am Sattel angehängt. Das arme Thier, ganz unbekümmert, aber noch lebend, verjüchte bei jeder Bewegung des Pferdes mit den Flügeln zu schlagen, krümmte den Hals, schnatterte, und sein rundes, gutherziges Auge öffnete oder schloß sich in dem Schrecken eines langsamem Todeskampfes, dessen fürchterliche Phasen jedoch erst begannen.

Neben dem König tummelten sich auf ihren Pferden der Kapitän Kris Potter und der Herold oder Dienstant Pier Bandrom, dessen Horn das Schreien des Thieres überlante. Die „Freudenjugend“, mit kurzen Steigbügeln auf ihren breiten, holländischen Pferden sitzend, folgten zwei und zwei. Aber kein Pferd kam Fuß, dem Juchheißer der Laute Group, gleich, auf welchem der dicke Jürgen sich stützlich ansahm.

Vor dem Neuen sollten die geweihten Burtschen von Dinghelaar sich den Kameraden und den Mädchen der umliegenden Dörfer längs den Dämmen des Polbers und den Dünen der Campine zeigen. Ihr Spazierritt, der an den bekannten Haltestellen oft unterbrochen wurde, sollte drei Stunden lang dauern, und da sie sicher waren, daß sie sich schon bald die Reife ersuchen könnten, stimmten sie aus vollem Halse die Ballade der Gansrijvers, der frohlichen Gänseritter, an:

„Herbei, Ihr Freunde, und bleiben wir zusammen! Es gilt, den Kopf der Gans zu kriegen — ein gutes Mittel, unser Herz zu öffnen dem Vergnügen und dem frohen Leben. Hi, hi!“

„Echt, wie sie so hübsch da hängt, die kleine Gans, wie sie sich freudig da an dem Seile Gänstweilen reiten wir doch wie reiche Herren. Der König geht voraus mit seinem Kapitän und seinem Dienstant. Freunde, trinken wir den homigsten Wein; hernach denn werden wir uns freuen.“

„Du Trompeter, blase einen Laich! Ihr Jungen, haltet Euch bereit, dem Biere Ehre zu erweisen.“

Unser König begleitet uns, am Biere wird's nicht fehlen. Bald heißt es: Hoch die Gläser!

Du, kluger Doktor, behandle unseren König. Deffne Dein Buch, Doktor der frohlichen Brüder. Bies ohne Furcht: Er wird geheilt werden, wie Ihr seht, aber er ist nur zu gesund. Geßal!

Giebt's noch Jungen hier aus der Gegend Arbeiter oder Bauern, dann nur herbei! Ein Jeder kann in die muntere Gilde eintreten. An Pferden wird's nicht fehlen; das garantiren wir. O, o!

Und welche Pferde! Wie sind sie hübsch gepugt! Und wie nehmen sie sich aus mit ihren Bändern, die lieben Thiere! Und unsere Güte mit den Federbüschen, was sagt Ihr von denen, gute Leute! Seht einmal! Ah, ah!

Zusammen reiten wir über die Straße und kommen zu den Drei Linden. Wenn wir nicht dort hängen bleiben, bei dem herzlichen Wirtse, Gebt Acht, Kameraden, denn das Bier ist dort köstlich.

„Und dann geht's auch durch Biny und La-Carte über den „Grillenbergh“, durch den „Silberwinckel“, ohne die bekannten Kapellen der breiten Straße und die Wallfahrt nach dem Plitter Walde zu vergessen. Aber Dinghelaar ist die letzte Station. Ah, ah!“

Wenn wir wieder nach Dinghelaar kommen, werden wir die Freunde dort finden mit der Biny in der Hand. Was werden wir dann jauchzen! Von ferne hören wir das Thierchen jammern. Ja, Ihr Mädchen, jetzt sind wir wieder da. Mit unseren Köffen, wahren Könen, kommen wir aus der Mördergrube. Hu, hu!

„Gebt Acht! Wer diesem Thierchen den Kopf abreißt, dem gehört die Krone. Und auf seinem Gute wird man in goldenen Lettern lesen, daß er der König unserer ganzen Kompagnie ist. Hi, hi!“

„Ja, wir werden ihn krönen, unseren König, mit einem Band von feinstem Golde. Jetzt aber heißt's zu trinken: dem künftigen König.“

„Du, unser Mundschneid, verliere nur den Mut nicht! Zum Faße, tüchtiger Junge! Was Du verdienst, macht Niemand arm, und die auf Dir vertrauen, die sind brav!“

„Und Ihr, Ihr Mädchen, freut Euch. Seht die Jungen von Dinghelaar, die tapferen Gänseritter. Laßt nur nicht fort, denn wissen wohl: die Reiter tanzen gerne. Uebt Eure runden Beine, um sie flott zu machen. Zubor doch trinkt noch mit uns unserm Glas. Also!“

Während sie so sangen, dehnte sich ihre lange Reihe unter dem grauen Märzhimmel dahin. Die letzten Strophen der Ballade verloren sich mit den Puffschlägen hinter der Kirche und dem Kirchhofe, um den sie herumritten, um auf's flache Land zu gelangen. Bevor sie das Gebiet der Pfarrei verließen, bezahlten sie noch einen Zoll, die durstigen Sänger, im Wirtshause der Einnehmerswitwe Neefs, und vom Dinghelaarer Kreuzwege hörte man sie noch schreien:

„Ihr Jungen, haltet Euch bereit, dem Biere Ehre zu erweisen. Unser König begleitet uns; am Biere wird's nicht fehlen. Bald heißt es: Hoch die Gläser!“

Bis zu ihrer Rückkehr erhielten die Leute zu Dinghelaar Nachricht von ihnen durch die Bauern, denen sie an den verschiedenen Haltestellen begegnet waren. Gegen neun Uhr stiegen sie in Stabroek beim Küster Gose Kalpan an, und vor dem Pfarrhause fiel Bud Arrewojn vom Pferde, aber ohne sich weh zu thun. Zu Pütte suchten Leute aus dem holländischen Streit mit ihnen anzufangen wegen der Gans und nannten sie „Stimmel“. Aber der Zusammenstoß wurde vermieden; bei der entschlossenen Haltung der Jungen von Dinghelaar machten die „Räseköpfe“ sich wieder über die Grenze. In den Straßen von Cappellen wurden die Gänseritter lange angehalten durch die biden runden Backen Wiska's, der Tochter des Vegetariärs Camiel, und auch durch die hundert Binten, die ein freigebiger Fremder ihnen zum Besten gab, damit sie ihm ihre Balladen singen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

* Nimmegang, Schalksche in Antwerpen.

Der Mensch und sein Werkzeug.

Von Emil Rosenow.

Auf dem ganzen Wege, den der Mensch in seiner Kultur-Entwicklung geschritten ist, war sein Gehilfe das Werkzeug, das er sich erfand. Die Noth machte ihn zum Erfinder desselben, und je mannigfacher seine Bedürfnisse wurden, desto größer wurde auch die Zahl der Werkzeuge und Geräte, die er zu ihrer Befriedigung schuf. Es ist interessant und lehrreich, der Entwicklung des menschlichen Werkzeuges zu folgen; die Geschichte des Werkzeuges ist zugleich ein gutes Stück Geschichte menschlicher Kultur.

Die Anwendung des ersten Werkzeuges kennzeichnet in der Menschheitsgeschichte den großen Wendepunkt, an dem sich der Mensch über das Thier erhob und unaufhaltsam zu seiner Größe und gebietenden Stellung auf unserem Planeten schritt.

Die alten Bewohner der Erde haben uns direkte Ueberlieferungen nicht hinterlassen. Die Kunst der Schrift verstanden sie noch nicht, und sie konnten ihre Erlebnisse und Beobachtungen zunächst nicht aufzeichnen. Es ist eine unendliche Zeit verstrichen, die sie sich auf diese Höhe des Kulturfortschritts ohne Emporgeschwungen hatten. Der Mensch mußte erst eine gewisse Stufe der Gesittung erklimmen, bevor er sich seiner Ueberlegenheit über das Thier bewußt werden, ehe ihn sein höheres Selbstgefühl veranlassen konnte, in Denkmälern und Aufzeichnungen seine Kenntnisse zu bewahren und uns so die Anfänge unserer Geschichtsschreibung zu hinterlassen. Bei der Nachforschung sind wir also wesentlich angewiesen auf archäologische Funde und auf die Ueberlieferungen des Alterthums. Sie geben uns ein Bild auch von der Entwicklung des Werkzeuges an sich.

Um sich das Werkzeug zu konstruieren, mußte der Mensch selbst zunächst die Entwicklung zu einem denkenden Wesen durchmachen. Ein Thier wird nicht zur Erfindung eines Werkzeuges gelangen; und wenn ihm das Meißel von den höchstentwickelten Affen anfallen, so bedienen sie sich starker Baumäste als Werkzeuge u. dergl., so hat die Forschung dies längst als das Reich der Fabel verwiesen. Ein noch so begabtes Thier wird, wenn es hungrig an eine Nahrungspflanze kommt, über die es hinweg muß, um zu den Früchten zu gelangen, nicht aus Baumästen eine Brücke bilden können. Wir erachten schon dann einen hohen Grad thierischer Intelligenz für vorliegend, wenn das Thier im Verkehr mit dem Menschen die von diesem konstruirten Gegenstände gebrauchen lernt.

Als der Mensch denken gelernt hatte, ist der Konstruktions des Werkzeuges erst die Entwicklung der Hand vorausgegangen. Erst als sie nicht mehr ausreichte, die verschiedenen Verrichtungen, die in unmittelbaren Bedürfnissen des Menschen ihren Ursprung hatten, auszuführen, bewirkte dies die Hervorbringung der Hand durch die Konstruktion des Werkzeuges. Sicher ist dabei die Beobachtung des Thieres und seiner Eigenschaften von wesentlicher Bedeutung gewesen. Was dem Menschen hier abging, was die Natur verjährt hatte ihm mit auf dem Weg zu geben, erlebte er durch das Werkzeug. Charles Bell, der berühmte englische Anatom, in bedeutendem Buch: „Die Hand und ihre Eigenschaften“ schrieb, schwebte ihm der Gedanke vor, daß „darzulegen habe, wie die Hand des Menschen die Werkzeuge der Thiere erseht und ihm dadurch, die Vereine mit seiner Vernunft, die allgemeine Herrschaft erwerben mußte“.

Drei große Entwicklungsstufen hat die menschliche Hand durchgemacht. Diese drei Stufen sind: die Hand erstens als Bewegungs-, zweitens als Greif-, drittens als Werkzeug-Organ. Dann erst hat der Mensch den entscheidenden Schritt von der thierischen zur wahrhaft menschlichen Thätigkeit. Es war das Ersetzen des natürlichen Werkorgans, der Zähne, durch die Hand, in der Gestalt von Werkzeugen, die Thier von Hand und Zähnen ausgeübte Arbeiten besser vollbringen sollten. Die Verbindung von Hand und Zähnen ist es, was uns in der Steinzeit des Menschen gegenüber tritt, dieses so einfachen und doch so wunderbaren Werkzeuges, mit welchem der

Mensch in die Urnacht jungfräulicher Wälder einbrang und aus der Wildnis heraus neue Schöpfungen schuf; so daß, wie Ernst Rapp in seinen „Grundzügen der Philosophie der Technik“ sagt, der Hinterwälder Recht hat, wenn er von einer „Philosophie of the Axt“ spricht.

Es sind Funktionen der Vorder- oder Schneidezähne, an welche die erste Werkzeugthätigkeit anknüpft. Dafür sprechen die Formen ältester Steinwerkzeuge, die uns erhalten geblieben sind. Doch ist das erste Werkzeugmaterial wohl nicht der Stein gewesen. Wahrscheinlich ist, daß dem Zeitalter der Steinwerkzeuge ein Holzzeitalter voraus gegangen ist, von dem wegen der Vergänglichkeit des Stoffes uns keine Spuren erhalten geblieben sind. Der feste und der Bearbeitung widerstehende Stoff des Steines setzte schon eine gewisse Entwicklung der menschlichen Kunstfertigkeit voraus, während Holz und neben und mit diesem Horn und Knochen ausreichendes und leicht zu bearbeitendes Material für die niedrigen menschlichen Bedürfnisse jener Epoche darstellten. Allerdings benutzte der Mensch zur Herstellung hölzerner Werkzeuge bereits den Stein, jedoch in einer ihm von der Natur gegebenen ursprünglichen Form, in der er sich als Geschiebe am Ufer der Flüsse vorfand. Das eigentliche, durch Bearbeiten geschaffene Werkzeug aus Stein fällt erst in eine spätere Periode.

Die erste Verwendung des Holzes wird wohl zum Zwecke des Bauens geschehen sein, denn wir beobachten beim Biber, daß diese Stufe bereits innerhalb der Thierwelt bekannt ist. Die Holzbearbeitung hat dann den Menschen von selbst auf die härtere Masse des Steines und zur Konstruktion des handlichen Steinmessers geführt, wobei die linke Hand vorwiegend das Halten besorgte, während die rechte arbeitete und sich dabei zu höchster Kunstfertigkeit entwickelte.

Das Messer ist ein schneidendes Werkzeug. Sein erstes Steinmesser benutzte der Mensch zum Ablösen, Trennen größerer Theile von Bäumen oder Thierkörpern. Es ist förmlich eine Nachbildung der Schneidezähne, und seine Konstruktion bewirkte die Beobachtungen und Erfahrungen, die der Mensch beim Gebrauche seiner Zähne machte. Das Hin- und Herfahren mit der Schneide des Steinmessers, die nicht immer gradlinig war, sondern vorpringende Stellen hatte, führte zu der Beobachtung, daß sich mit gegähmtem Messer besser schneiden lasse, und so glitt das Steinmesser fast unmerklich zur Säge hinüber. Der Feuerstein nahm ja schon durch einfaches Zerklappen die Schneidform an und splitterte und wurde scharf durch den Gebrauch.

Das Steinmesser wurde aber auch als schabendes Werkzeug verwendet; zum Ablösen der Rinde vom Holze, des Fleisches vom Knochen erlegter Thiere usw. Dies Schaben wurde allmählich auch zum Bohren und führte zur Konstruktion von Werkzeugen, um mit ihnen in andere Gegenstände einbringen zu können. Das Bohren vermittelt eine starken Spitze des Steinmessers gehört zu den ersten Arbeitsfähigkeiten des Menschen. Es ist die dritte Funktion des Steinmessers, welche durch ihre spätere Anwendung auf die Waffen zu so großer Entwicklung gelangte. Diesem eindringenden Messer gleichzustellen ist der keilförmig eindringende, grabende und scharrende Stein.

Hier muß auch das weitaus wichtigste Werkzeug des Menschen Erwähnung finden, nämlich das zur Feuer-Erzeugung. Es ist fast überall dasselbe. Ein Klotz oder Brettchen aus weichem Holze wird an seiner Oberfläche mit einer Anzahl halbrunder Löcher versehen. Diese Löcher werden mit Zunder aus vermodertem Holze gefüllt, ein unten zugespitzter Stab in das Loch gesetzt und, indem der Mensch den Holzklotz mit den Fingern hält, wird der Stab durch einen Pfeilhaken, dessen Sehne um den Stab gewunden wurde, gleich einem Quirl in Bewegung gesetzt. Bald geräth der Zunder in's Glühn und wird zur Entzündung von trockenem Graze oder Stroh benützt. Man hat bei den Botokuden, in Brasilien, wie bei den nordamerikanischen Indianerstämmen, bei den Grönländern und in Neuseeland, auf Kamtschatka wie bei den Hottentotten übereinstimmend die Gewohnheit gefunden, Feuer durch

Quirlung oder Bohrung zweier Holzstücke zu gewinnen. In älterer Zeit finden wir sie in Arabien, China, Indien, Griechenland, Italien, ja in Deutschland wieder. Es ist das Verdienst der vergleichenden Mythologie, das Vorhandensein des Reibfeuerzeuges für die indogermanische Vorzeit nachgewiesen zu haben, und es zeigt sich sofort, daß bei den Indogermanen schon damals das Feuer im Wesentlichen ebenso wie noch in diesem Jahrhundert in Amerika und auf den Südsee-Inseln bereitet worden ist. Einmal entdeckt, mußte das Feuer von Ansammlungen begabterer Stämme unter die tiefer stehenden weiter verbreitet und so über das ganze Erdrund getragen werden. Mehlthun dem Vordringen des Gewehres und des Geschützes in unserer Zeit muß das Vordringen des Feuers gewesen sein. Es war ein langsames Fortschreiten von Wohnstätte zu Wohnstätte. Der wunderbare Anblick des durch die Kunst des Menschen erzeugten Lagerfeuers mußte eine allgemeine Nachahmung hervorrufen, die sich bis in die fernsten Winkel des Erdballes erstreckte.

Das Feuer hat anscheinend zunächst nur religiösen Zwecken gedient und ist von da aus erst in das tägliche Leben übergegangen, wo es dem Menschen ein Hilfsmittel wurde zur Verbesserung seiner Werkzeuge und zum unablässigen Vorwärtsschreiten auf der Bahn der Kultur.

Die natürliche Verrichtung des Zermalmens, Zerbrechens, Zerquetschens mittelst der Backenzähne ist die Ursache gewesen, die gleiche Thätigkeit auf die menschliche Hand zu übertragen und diese dann mit einem Gegenstande auszurüsten, der als Ersatz der natürlichen Werkzeuge wirken konnte. So entstanden zwei große Klassen von Werkzeugen, erstens solche, die dem Zerklappen, Zerbrechen fester Gegenstände dienen, und zweitens solche, die das Zerquetschen, Zerreiben und Zerkleinern, namentlich von Körnern, vermitteln. Die erste Klasse repräsentirt der Hammer, die zweite die Mahlsteine. Letztere waren zunächst zwei einfache Steine, von denen der eine, muldenförmig ausgehöhlt, als Unterlage diente, während der obere durch den Druck und die Bewegung der Hand die Körner zerquetschte. Da hierbei die Hand eine drehende Bewegung ausübte, weil sich die Körner durch seitlichen Druck besser als durch den Druck von oben zermalmen ließen, bewirkte diese Beobachtung schon verhältnismäßig früh den Uebergang zum sich drehenden Mühlstein, der dann von der einfachen Handmühle zu den größeren, durch menschliche, thierische oder elementare Kraft bewegten Maschinen des Alterthums sich entwickelte.

Aus den archäologischen Funden tritt uns als primitivste Form des Hammers der Schlagstein entgegen, den der Mensch zum Herstellen von scharfen Steinen aus Kiesel verwendete. Zum Zerbrechen von Thierknochen und Schalen fand er ebenso Verwendung.

Wie gelangte nun der Mensch zu den Hautwerkzeugen, wie überhaupt zu der Thätigkeit des Hautens? Archäologischen Nachgrabungen und Höhlenfunden aus der urältesten Zeit verdanken wir wichtige Fingerzeige für die Art und Weise, in welcher der Mensch zuerst zu dem Hautwerkzeuge gelangte.

Der Unterkiefer des Höhlenbären, der mit seinem scharfen, fest eingefügten, spitzen Eckzahn so recht zum Einhauen bestimmt war, muß dem Urmenschen das Vorbild gewesen sein. Diesen Bärenunterkiefer hat der Mensch auch selbst benützt. Mit beiden Händen hieb er mit dem nach unten gefehrten Zahne gegen den Boden, ihn so aufreißend. Die Thatfache, daß der an dem hinteren Ende des Kiefers befindliche aufsteigende Ast, der dem Fassen und Handhaben hinderlich war, abgeschlagen ist, war den Untersuchern der Höhlenfunde entscheidend für die Ansicht, daß sie es hier nicht mit zufälligen Verstümmelungen, sondern mit wahren Werkzeugen zu thun hätten. Sobald erst der Mensch diese Thätigkeit des Hautens erlernt hatte, sehen wir auch den Uebergang zu den heutigen Hautwerkzeugen Art und Hammer in ihren Anfängen. In unbestimmten, verschwommenen Umrisse tritt uns der Keim dieser Werkzeuge bei den Urmenschen entgegen: die Art, deren Schneide sich nach oben verbiegt und die noch immer an den Keil erinnert.

Fassen wir diese Darstellung zusammen. Beim ältesten Gebrauche des Werkzeuges vereinigten sich in ihm die vielfachsten Verrichtungen. Mit einem Gegenstande machte der Mensch Alles. Aber die Mannigfaltigkeit des Zweckes verursachte auch eine Unvollkommenheit des Werkzeuges in der Form. Erst als die fortschreitende Intelligenz die Spezialisierung des Werkzeuges schuf, wurde dieses auch immer formvollender. Von der Bearbeitung der Auslöcherung des Bodens ging der Mensch über auf das Zerreißen, Zertrümmern der Knochen erlegter Jagdtiere. Dies bewirkt die Formveränderung seines Werkzeuges in das scharfe und schneidende Fleischscheitel. Der Mensch befiel nun, den aus ähnlichem Gebrauchswegsel hervorgegangenen Hammer hinzuzurechnen, vier wichtige Werkzeuge: Spitzhaxe, zum Aufreißen des Bodens; Beil, zum Bearbeiten des Thierleibes oder auch des Holzes; Axt, zum Niederhauen von Baumstämmen und Ästen; Hammer, um harte Gegenstände zu zertrümmern.

Eine Frage muß schließlich wenigstens noch gestellt werden: wie gelangte der Mensch zum Werfen? Damit treten wir allerdings aus dem Rahmen der Betrachtung des reinen menschlichen Werkzeuges heraus und begeben uns auf das Gebiet der Waffen. Da jedoch die menschliche Waffe lediglich aus dem Gebrauchswegsel des Werkzeuges sich entwickelt hat, muß man ihre Entstehung wenigstens streifen.

(Schluß folgt.)

Japans Wandlung.

Von Hans Block.

(Fortsetzung.)

Der Erfolg der Polizeipolitik, die sich weiter in einem hochausgebildeten Spionage- und Ueberwachungssystem und in der peinlichsten Reglementierung aller Gewerbe äußerte, war ein Frieden von 250 Jahren. Er brachte dem Lande zunächst materielle Blüthe und eine gewaltige Hebung der Kunst und der Wissenschaft. Die besten Erzeugnisse japanischer Kunsthandwerks stammten aus dieser Zeit. Aber dieser wachsende Wohlstand, der sich in den Städten konzentrierte, untergrub, während unter den eigenen Gehegen der Shogune die politische und wirtschaftliche Entwicklung äußerlich still stand, die Grundlagen der alten Ordnung. Shogun und Daimios versanken in Wohlleben und Nichtsthum, ihre Samuraibeamten wurden die wirklichen Regenten, die unzufrieden werden mußten, da sie die höchsten erblichen Stellen des Staates von Drohnen besetzt sahen. Der Samurai krieger aber wurde in diesen langen Friedensjahren eine unproduktive Last des Staates und sah dabei mit Neid auf die reichen Städte, deren Hausierung ihm sein Stand verbot. Nur auf seine gleichbleibende Keiserkrone angewiesen, verfiel er, im Beharren, es den verachteten Städten gleichzutun, der Verschwendung.

So ward der Samurai stand, der neben der kriegerischen auch die intellektuelle Kraft des Landes repräsentierte — stelle er doch die Gelehrten und Beamten —, ein wichtiges Element in dem Säkularismus, der schließlich das neue Japan gebar. Während in Europa der Bourgeois die führende Rolle im Kampfe gegen den Absolutismus hatte, übernahm sie in Japan, wo das Bürgerthum zu unbedeutend war, der niedere Adel. Sein literarisch-pöbeliges Leben und Verwahrlosung in Finanznöthe, Einnahmeverluste und Bürgerverhöhnungen sollten helfen. Die Regierungsentwürfe kam mehr und mehr ins Wasser.

Nach auf geistigen Gebiete spiegelte sich diese materielle Unterwürfung der Shogunherrschaft wieder. Die Äußere der Gegenwart ließ die „gute alte Zeit“ in hellem Licht erscheinen. Man suchte eifrig die alten Lehren und die Schule des Konfuzius nachzuvollziehen, die im Mikado den alleinigen rechtmäßigen Herrscher, im Shogun den Usurpator sah, in der Rücksicht zum alten Regenten des Heil erblühte und der demütigen Unzufriedenheit das Ziel und die idealistische Entschlossenheit und Neugierigkeit ihrer Befürworter gab. Und auch die Umgestaltung europäischer Ideen durch holländische

Bücher konnte die Regierung schließlich nicht ganz verhindern. So war der Polizeistaat der Shogune zum Falle reif, der Aufstoß dazu sollte von Außen kommen. 1854 erzwangen die Amerikaner die Eröffnung mehrerer Häfen für ihren Handel, bald folgten die Engländer, Franzosen, Holländer und andere Nationen.

Der erste Erfolg war eine erbitterte fremdenfeindliche Bewegung. Der Shogun erlitt eine eklatante Minderung seines Ansehens, weil er den heiligen Boden Japans von den fremden Barbaren nicht freizuhalten vermochte, umgekehrt stieg das Ansehen des Mikado, der sich gegen die Verträge erklärte.

Der neue ausländische Handel vertheuerte plötzlich Seide, Baumwolle und andere Lebensbedürfnisse. Den auf feste Renten gesetzten Samurai wird das bitter fühlbar. Uebrigens hatten schon die letzten Jahre vor der Eröffnung des Landes eine Preisrevolution gebracht. Die zunehmende Bevölkerung erforderte mehr Nahrungsmittel; der durch den Polizeistaat zur Stagnation verurtheilte Landbau vermochte die Nachfrage nur theilweise zu befriedigen. Der Reispreis stieg, und der übermäßig ausgebeutete Boden verjaagte schließlich. Seit 1845 folgte ein Mißjahr auf das andere. Dazu kamen die verberlichen Folgen der Münzverschlechterung. Die Wirren auf wirtschaftlichem Gebiete werden begleitet von einer bitteren Lektion in der Politik. Das lebhafteste Nationalgefühl der stolzen Samurai wird schmerzhaft getroffen durch die Erkenntnis, daß Japan den verachteten Barbaren nicht gewachsen ist. Die Westmächte rächen die Ermordung des Engländers Richardson durch das Bombardement der Stadt Kagoshima und erzwingen mit Gewalt gegen den Fürsten von Choshu die Eröffnung der Meerenge von Simonoseki. Die besten Köpfe der Samurai, die kein persönliches Interesse an die Reste des Feudalismus bindet, sehen ein, daß ein Einheitsstaat notwendig ist und die Aneignung westlicher Kultur oder wenigstens der militärischen Einrichtungen des Westens, um Japan vor dem Schicksal Jubiens zu bewahren. Die Volkstimmung beunruhigt, unter dem Deckmantel: „Vertreibung der Fremden“, bemächtigen sie sich 1868 durch einen Staatsstreich des jungen Mikado Matsuo-Otō und stürzen den Shogun, der nach kurzem Kampfe abdankt. Die Samurai der südwestlichen Herrschaften waren die Führenden in diesen Kämpfen, sie nehmen nun im Namen des Mikado die neue Regierung in die Hand.

Das ist der Beginn der neuen Ära in Japan, die ein zwar anfänglich nicht zielbewusstes, aber doch ununterbrochenes Fortschreiten auf den Bahnen westlicher Kultur bedeutet. Zunächst wurden die letzten Reste des Feudalismus aufgehoben. Die Daimios ließen sich „freiwillig“ pensioniren — sie hatten keine Mittel mehr, ihre Enteignung abzuwenden. Schwieriger war die Regelung der Verhältnisse der Samurai. Die Zahlung der Reiserente durch den Staat verlor ihre Berechtigung, nachdem infolge der Neuordnung des Staats der Samurai nicht mehr der geborene Krieger und Beamte war. So wurde denn nach einigen Jahren des Uebergangs 1876 die auf ein Zehntel herabgesetzte Rente durch den kapitalisierten Beitrag zwangsweise abgelöst. Für die unteren Schichten der Samurai bedeutete das die Proletarisierung. Die Antwort war denn auch 1877 ein blutiger Aufstand, der erst nach mehreren Monaten niedergeschlagen wurde. Es war die letzte Prüfung des alten Japans.

Seitdem ist die Regierung auf dem einmal eingeschlagenen Wege unbeeinträchtigt fortgeschritten. Schon gleich nach der Revolution oder Restauration trat der Mikado aus seiner göttlichen Abgeschlossenheit heraus. Der Bauer wurde frei und erhielt das Recht, seinen Grundbesitz zu verkaufen; Gewerbe-freiheit und Freizügigkeit wurden eingeführt. Die alte Rechtsregel, wonach die Familie die rechtliche Einheit war, der Familienvater für alle Familienmitglieder und diese wieder für ihn haften, wurde aufgehoben und das Individuum anerkannt. Eisenbahnen, Telegraphen wurden angelegt, die europäischen Fabrikationsmethoden eingeführt, das Unterrichtsverfahren, die Gerichtsverfassung nach westlichem

Muster eingerichtet, schließlich auch die alten Straf- und Zivilgesetze durch Gesetzbücher nach europäischem Zuschnitt ersetzt, und endlich durch eine Verfassung, die nach der preussischen ausgearbeitet sein soll, der konstitutionelle Staat geschaffen. In einem Zensusparlament ist die besitzende Klasse zur Mitregierung berufen worden. Durch die neuen Verträge mit den fremden Staaten hat Japan 1899 seine feierliche Anerkennung als zivilisierter Staat gefunden. In diesem Jahre erlosch die Konsulargerichtsbareit auf japanischem Boden; der dort ansässige Ausländer untersteht seitdem den japanischen Gerichten. Das Ziel, das sich die Führer der Revolution von 1868 gesteckt haben, ist äußerlich erreicht.

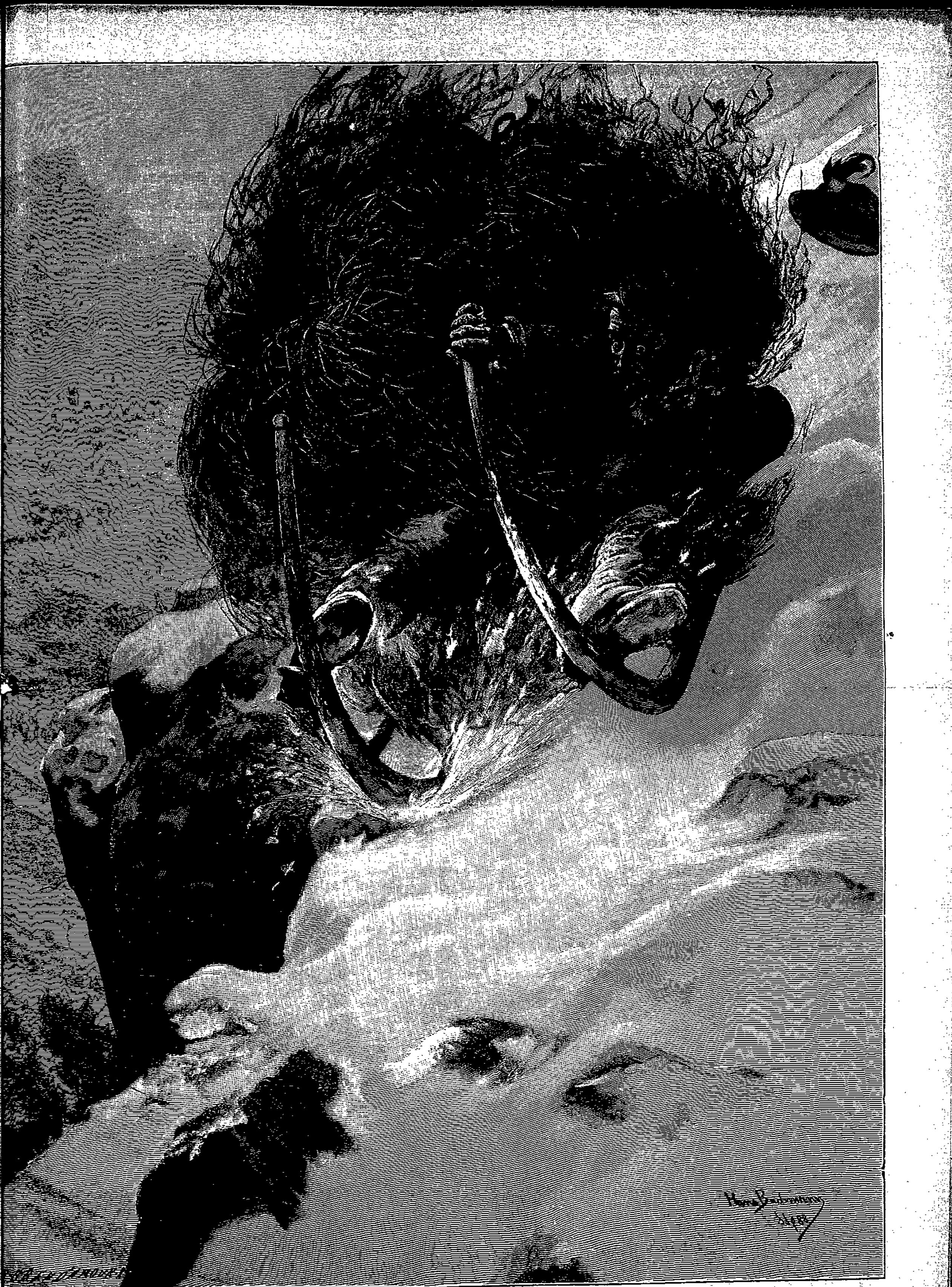
Ob Japan darüber hinaus zur innerlichen Aneignung der westlichen Kultur vorgebrungen ist, ob es gelungen ist, sie organisch dem japanischen Leben einzuperleiben, ob auch das Denken, die Anschauungen sich europäisiert haben und die neuen Einrichtungen so zur wirklichen Bedürfnissen geworden sind, und damit die Bürgerschaft ihres Bestandes gegeben ist, das ist eine andere Frage. Sie wird von den Vielen, die über Japan geschrieben haben, sehr verschieden beantwortet. Kritischen Bewunderern stehen sehr absprechende Kritiker gegenüber; in den eigenartigen Kontrasten, die das Uebergangsstadium bietet, haben die Einen vornehmlich die hellen, die Anderen die dunklen Seiten gesehen.

Außerlich tritt dieser Kontrast dem Europäer, der auf japanischem Boden landet, sogleich in der Vermischung der Tracht vor's Auge. In seiner nationalen Kleidung, in der Hauptsache aus dem langen, schlafrockförmigen Kimono bestehend, trägt der Japaner den europäischen Hut. Ganz europäisch gekleidet zeigen sich nur die Beamten, die aber außer Dienst auch noch vielfach das japanische Kostüm vorziehen. Unter der jüngeren Generation scheint die westliche Kleidung langsame Fortschritte zu machen, dagegen behauptet sich siegreich der Kimono und der Obi, ein breites Tuch, das mehrmals um die Hüften gewunden und auf dem Rücken zu einem förmlichen Kissen verschlungen wird, bei den Frauen. Der einflügelige Berusch, die europäische Frauentracht einzuführen, ist gänzlich mißlungen und längst aufgegeben, was aus ästhetischen und gesundheitlichen Rücksichten — der japanischen Frauentracht fehlt das Corsett — nur freudig zu begrüßen ist. Lediglich am Hofe herrscht die europäische Mode.

Auch die Wohnung ist vorwiegend japanisch geblieben. Die hölzerne Säulenhalle, deren Seiten am Tage durch leichte, verschiebbare Rahmen mit durchscheinenden Papierscheiben oder auch garnicht, bei Nacht durch hölzerne Böden verschlossen werden, ist noch immer das japanische Haus. Und die weiche, elastische Matte, die den Boden bedeckt, ist noch das einzige Sitz- und Schlafmöbel des Japaners; die eine Zeit lang von den Fortschrittsfreunden begünstigte europäische Zimmereinrichtung ist bald wieder aus den meisten Häusern verschwunden. Andere Erzeugnisse des Westens dagegen, die sich leichter den Lebensgewohnheiten der Japaner anschließen, haben rasche und allgemeine Verbreitung gefunden, so das elektrische und das Gaslicht, sowie die Petroleumlampe, die selbst in den meisten Bauernhöfen schon zu finden ist, ebenso wie die Uhr. Die Hauptstadt Tokio, die, wie die anderen größeren Städte, in amerikanischer Weise gewachsen ist und 1899 1.440.121 Einwohner zählte, hat neben den jurik-shas, den kleinen, von leichtfüßigen Kulis gezogenen Wägelchen, zwei viel benutzte Straßenbahnlinien. Zwanzig elektrische Linien sind im Lande schon im Betrieb, viele andere im Bau. Die großen Wasserkräfte des Landes, die die Gebirge liefern, kommen der elektrischen Industrie sehr zu Gute, fast alle größeren Städte haben elektrisches Licht. Die Straßen dieser Städte sind zwar meist noch ungepflastert, aber verhältnismäßig rein und breit.

Das Eisenbahnetz hat sich rasch entwickelt, schon 1872 wurde die erste Linie eröffnet, andere folgten bald. 1899 waren 7100 km im Betrieb.

Ebenso schnell hat sich die Industrie nach europäischem Muster entfaltet. Seit den achtziger Jahren, da sie entstand, hat sich ein förmlicher Industriebezirk in den dicht bei einander liegenden großen



Zwischen Tod und Leben. Nach einem Gemälde von Hans Bachmann.
Photographic-Verlag von W. Otto in Düsseldorf.

Städten Osaka, Kioto, Kobe und Sakai gebildet. Die Großindustrie Japans ist die Baumwollspinnerei. Kleiner sind die Betriebe einer anderen Industrie, deren Erzeugniß einen wichtigen Theil des Exports Japans ausmacht, die Fabrikation der Zündhölzchen. In Exportindustrien haben sich ferner auch schon die Bierbrauerei, die ihre Produkte nach allen Theilen Ostasiens, von Singapur bis Vladivostok versendet, und die Zuckerindustrie entwickelt, die schon ein großes Absatzfeld in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gefunden hat. Den großen Bedarf des Landes an Glas, das bis zur Restauration den Japanern unbekannt war, deckt eine ansehnliche Glasindustrie. Langsamere schreitet die Eisenindustrie vorwärts. Japan ist an Eisen nicht besonders reich, während es Steinkohlen, die freilich nicht ganz so gut wie die europäischen sind, in Menge hat.

Neben dieser vom Auslande importirten, zuerst von Ausländern, jetzt aber von Japanern geleiteten und allein mit japanischem Gelde gegründeten Industrie blüht die einheimische, das Kunstgewerbe. Die Herstellung der als Japanwaaren bekannten Porzellan- und Löffel-, der Lack-, Bronze- und Emailarbeiten, der Seidengeebe und Seidenstickereien, der Malereien auf Papier und Seide findet der Natur der Sache nach in kleinen Werkstätten statt — die weniger vollen dieser Artikel sind Produkte ländlicher Heimarbeit, die neben dem Landbau betrieben wird. In verschiedenen Zweigen dieser handwerksmäßigen Betriebsarten macht sich indess auch schon eine fühlbare Tendenz zur Konzentration bemerkbar.

So bedeutend indess die Industrie Japans schon geworden ist, es überwiegt doch noch erheblich der agrarische Charakter des Landes. Der größte Theil seiner Bevölkerung lebt vom Landbau, und fast die Hälfte der japanischen Ausfuhr bestand 1896 aus Agrikulturbedeuten, darunter an erster Stelle Kaffeebohnen, Cocos und Seidenabfälle. Für den inneren Bedarf ist die wichtigste Bodenfrucht der Reis, der auf künstlich bewässerten Feldern gebaut wird. Er

ist das Hauptnahrungsmittel des Japaners; der Fisch, von dessen Fang die Küstenbevölkerung lebt, kommt an zweiter Stelle. Dagegen spielt das Fleisch eine sehr geringe Rolle; der japanische Bauer kennt die Viehhaltung nicht, er düngt mit menschlichen Excrementen und Asche. Selbst als Zuchtthier kennt er das Vieh nicht. Japan ist denn auch außerordentlich arm an Rindern und Pferden; Schaf- und Ziegen sind ganz unbekannt, Schweine sind selten. Aber der Landbau hat eine hohe Stufe erreicht, so daß er eine dichte Bevölkerung zu ernähren vermag. An Bevölkerungsdichtigkeit ist Japan fast allen europäischen Staaten voraus. Das neu erworben Formosa nicht eingerechnet, hat Japan 382.416 Quadratkilometer Fläche, und darauf lebten im Jahre 1899 43.760.754 Menschen, so daß auf den Quadratkilometer 114 Einwohner kommen. Rechnet man nur das alte, eigentliche Japan, wozu die nördlichsten der großen Inseln, das schwach besiedelte Jesso nicht gehört, so ergaben sich nach dem Censur von 1895 auf den Quadratkilometer 145 Einwohner. In Deutschland waren es 96, in England 126, nur das hochindustrielle Belgien zählte 218. Aber einige japanische Landschaften übertreffen selbst diese Ziffer noch. Und dabei ist das Verhältnis des bebauten Landes zur Gesamtfläche wegen der gebirgigen Gestaltung Japans sehr gering, es beträgt nur etwa 15 Prozent. 5 1/2 Millionen Hektar ernähren die Bevölkerung Ostjapans. Die hohe Ausbildung des Landbaues in Japan und die große Fruchtbarkeit des Bodens, der vielfach im Jahre zwei Ernten giebt, ermöglichen die Existenz so vieler Menschen auf so kleinem Gebiet. Das günstige Klima spielt dabei eine große Rolle. Das eigentliche Japan, die drei großen Inseln Nippon oder Honshu, Shikoku und Kjusiu nebst dem sie umgebenden Gewässern von etwa zwei Tausend kleiner Inseln und Inselchen, erstreckt sich von 30 Grad bis 40 1/2 Grad nördlicher Breite, die Breiten der Mittelmeergebiete. Ist nun auch der japanische Winter im Allgemeinen

kälter als der der Mittelmeerlande, so ist doch der Sommer sehr warm. Die Hauptstadt Tokio hat z. B. Temperaturen bis 35 Grad Celsius. Von allen Dingen aber ist der Sommer infolge des vorherrschenden Südwestmonsuns außerordentlich regenreich. So wird Japan im Sommer ein wahres Treibhaus, und Pflanzen, die eigentlich der Tropenzone angehören, wie der Theestrauch, das Indurrohr, der Kampherbaum, die Banane, eine Palme und das Bambusrohr, das in einem Sommer bei 12 Centimeter Durchmesser bis zu 20 Metern Höhe emporzieht, gedeihen im Lande des Sommeraufgangs.

Außerdem ist die Lebenshaltung der handarbeitenden Klassen in Japan eine sehr bescheidene. Sie leben fast von Reis allein. Doch ist eine Aufwärtsbewegung zu verzeichnen.

Das Volksschulwesen steckt noch in den Kinderschuhen und ist jämmerlich dotirt. Die Gehälter der Lehrer sind selbst in Anbetracht der billigeren Lebensweise in Japan äußerst niedrig, sie reichen nicht zur Bekleidung des Nothdürftigsten und sind noch neuerdings mit einer zehnjährigen Abgabe für die Verteidigung der Küsten belegt worden. Wie das Lehrmaterial dabei beschaffen sein mag, läßt sich denken. Die Dekretirung der allgemeinen Schulpflicht hat bis 1896 das Verhältnis der die Schule besuchenden Kinder zu den nicht Unterricht Genießenden nicht erheblich gegen den Stand von 1877 zu erhöhen vermocht. Es betrug damals 65 Prozent, in einzelnen Landestheilen sogar nur 47 Prozent. Die Armut der Eltern, die das niedrige Schulgeld nicht zahlen können oder ihre Kinder zur Gewinnung des Lebensunterhalts gebrauchen, ist die Ursache. Uebrigens sind es hauptsächlich die Mädchen, die der Schule fern bleiben, nur 40 Prozent besuchen sie. Bei den Knaben ist das Verhältnis besser: 80 Prozent.

(Schluß folgt.)

Die schöne Barbara.

Novelle von Anton Freiherrn v. Perfall.

„Nichts habe ich gemacht! Rafael hat es gemacht!“ herrschte Barbara den Vater an. „Er magte es den Jungen klar, daß sie einen Hund begeben und selbst hängen müssen dafür. Ihr habt allen Grund, ihm dankbar zu sein.“

„Gerade!“ fuhr jetzt der Alte mit zornumfleckten Augen auf, „das läßt Du und er, um mich zu etwas zu zwingen, was ich doch nie thue!“

Barbara zwalle die Adjektiv und lachte höhnlich. „Jetzt weißt Ihr's erst recht erfahren, wie es war, denn sagt selbst, ob Rafael etwas dafür kann. Rafael! Es ist zu toll! Garcia, sag' selbst, Du kennst den Schuß ja auch — ein Mensch, den sie heißen alle zehntausend — er zwangerte mit den Augen auf Barbara — „Du weißt ja, warum — denn sie selbst keine Legen weit trauen — dessen Zuspätkommen nur verdächtigen war — doch was red' ich — hat also! Sie zerrten mich heraus aus dem Bett, die lieben Jungen, halbverrückt natürlich, wie immer bei solchen Gelegenheiten, stellen mich wieder die Hände da drüben, werfen mir einen Stein um den Hals und beginnen, janzlos vor Rafael, ganz nach einem anstößigen Schauspiel, die Bekämpfung, das heißt, sie hängen mich an, schwarze verwirrtes Zeug, halten mit lallender Zunge große Reden, schreien mit Rednern, schreien und brüllen durcheinander wie das liebe Vieh und lassen mich nicht zu Worte kommen. Ich kenne die Geschichte, war in jungen Jahren selbst oft dabei — ich magte mich bereit zur großen Reize. Wo war die Barbara? dachte ich mir, ich hätte sie in dem Schlinge aus den Augen verloren. Da kamst Du, ein Mann wie in den Kreis, Rafael kommt — ich will sagen, was wahr ist — er gab mir alle Mühe, den Leuten Verstand beizubringen, er erklärte ihnen, daß er mich zur junglichen Zeit in Gila Bend gesehen — Alles wahr! Aber da hätten Sie sehen sollen, die Redner hätten sie ihn

vor die Nase, er sei wohl mein Mitschuldiger bei dem Halbnachtstahl und das nächste Mal kämen sie zu ihm. Kurz, er durfte kein Wort mehr sprechen, sonst wäre er ein todtter Mann gewesen; die Leute wollten sich ihren Spaß nicht nehmen lassen.“

„Ich war gefaßt, ich habe den Tod nie gefürchtet, nur rasch sollte es gehen, und es hatte allen Ansehen dazu. Da mit einem Male erschien Barbara unter den Jungen und riß ein paar davon, die sich schon an mir zu schaffen machten, bei Seite.“

„Ihr seid Caballeros,“ begann sie, den ganzen Lärm überschreitend, „und keine Mörder! Ihr werdet einen armen Kameraden nicht auf das lägenhafte Zeugniß einiger reichen Männer richten, die Euch ansäugen und betrügen.“

„Eine heftige Bewegung entstand unter den Leuten. Sie waren bei der rechten Seite gepackt, das merkte ich gleich, laute, beifällige Zurufe wurden laut. Barbara immer weiter.“

„Laßt den Richter seine Aussage bei Gericht auf einen Eid wiederholen. Wie leicht kann er sich getäuscht haben, und er hat sich getäuscht, sag' ich Euch! Glaubt doch Eurer Barbara, die mitten unter Euch angesetzt, die ein Baquero ist wie Ihr, die Euch Alle lieb hat — mehr als so einen Ausländer!“

„Hurrah, hurrah, Donna Barbara!“ brüllten sie jetzt und drängten sich um sie.

„Du, Du!“ — sie packte einen blutjungen Menschen, der sich kaum auf den Beinen halten konnte vor Trankesheit — „auch hier? Und Du, Felipe? Habt Ihr mein Versprechen schon vergessen im Handwinken zu Pima?“

„Welches Versprechen? Welches Versprechen?“ schrie die Menge durcheinander, auf sie eindringend, eifernd auf die zwei Begünstigten. Ich war gerecht, das weißt du.“

„Ein Versprechen, das ich hiermit Allen gebe,

wenn Ihr ruhig nach Hause kehrt und die dumme Geschichte sein laßt!“ rief sie laut. „Ein neues seidenes Band für Jeden von Euch um den Hut und meinen Namen darein gestickt, „Barbara!“ —“

„Hurrah, hurrah, e bella Barbara!“ brüllten sie jetzt. Da hätten Sie sie sehen sollen, wie toll waren sie. Sie küßten ihr schwarzes Haar, ihre Hände, sie hoben sie plötzlich auf ihre Schultern und trugen sie in das Haus, ich hinterher mit dem Strick um den Hals; ich hatte vergessen, ihn herunterzuthun in der Aufregung. Dann brüllten sie mir die Hand, baten mich um Verzeihung. Ich ließ ein Fäßchen Whisky öffnen, in einer Stunde war es leer, und die guten Jungen — ich mußte selbst darüber lachen — ritten davon unter lauten Hurrahs auf Barbara, die jedem Einzelnen noch das Versprechen wegen des Bandes erneuern mußte. Es ist nämlich für einen Baquero das Höchste, so ein gesticktes Band auf dem Hut von meiner Barbara.“

Er sah mit einem seltsamen Schmunzeln auf das Mädchen, das sich die Seiten hielt vor Lachen über den gelungenen Streich.

Garcia stierte schwermüthig zu Boden. Diese Duben bekommen ein Band von ihr, Rafael noch mehr — und er? Nichts!

„Und da will der Rafael Sumol sich als metten Retter ausspielen und zum Dank dafür den anderen Tag mein Kind fordern!“

„Da fordert er nur Etwas, worauf er schon lange ein Anrecht hat,“ mischte sich Barbara mit rücksichtsloser Offenheit in das Gespräch.

„Und das schämst Du Dich nicht zu sagen vor den Semors hier?“ schrie der Alte außer sich.

„Durchaus nicht. Rafael ist mein Geliebter, ich mache kein Geheimniß daraus.“

„Aber Dein Mann wird er nicht, so lange ich lebe!“

„Und warum nicht?“ fragte, energisch vor ihn

hinterließ, Barbara. Eine heftige Erregung belebte die starken Züge, das Auge glühte im gelblichen Maß, die volle, tabellose Brust hob sich mächtig unter dem faltigen Hemd — jetzt war sie wirklich die schöne Barbara.

„Weil — weil er ein falscher Schurke ist,“ rief Miguel heftig heraus, „weil Du zu gut für ihn bist, weil Du elend wirst mit ihm!“ — seine Stimme klang jetzt weinerlich — „weil ich Dinge weiß von ihm —“

„Was für Dinge denn, die Dich so schrecken?“ Sie sagte das mit einem eigentümlichen, höhnischen Accent auf dem „Dich“, der mich stutzig machte. Der Alte wagte schließlich nicht mehr weiter zu gehen. „So sag doch, welche Dinge denn?“ drang sie immer höhnischer in ihn.

„Dinge, welche ihn denselben Weg führen werden, den sie mich gestern schullos geführt unter die Agave — da werden Dir dann die seidenen Bänder nicht mehr helfen —“

Er vergaß in seiner Entrüstung, daß er Zuhörer hatte.

„Und doch war er bis jetzt Dein bester Freund, der Rafael,“ fuhr Barbara fort, „und könntest ihn keinen Tag entbehren. Er ist jung und Du bist alt, das ist der ganze Unterschied — sonst!“ — sie machte eine Bewegung mit der Hand, die „Alles gleich!“ bedeutete — „Er gefällt mir einmal, und — so genau darf ich es auch nicht nehmen.“

„Aber ich nehme es genau,“ schrie der Alte, auf sie losspringend, „und jage ihn aus dem Hause, den Spitzhaken, wenn er sich noch einmal blicken läßt!“ „Das werdet Ihr nicht thun!“ Barbara sprach das drohend, mit blitzenden Augen.

„Und warum nicht?“

„Weil Ihr es nicht wagt!“

„Dirne, willst Du mir noch drohen?“ Er riß eine schwere Lederpeitsche von der Wand und drang auf sie ein. Sie wich keinen Schritt und sah ihn verdächtig an. Garcia sprang dazwischen und entriß ihm die Peitsche. Der Alte verbarg sein Gesicht mit den Händen und fing zu weinen an vor innerer Wuth.

„Dank Deinem Schöpfer, Garcia, daß sie Dich nicht will. Es ist ein Unglück, das Mädchen — Verzeihen Sie, Sennor, einem armen alten Mann — ich könnte Ihnen Dinge erzählen — Sie würden Mitleid haben mit mir.“

Ich sah ein, daß es Zeit war, mich zu entfernen, die Szene war unerquicklich.

Garcia sprach leise mit Barbara, er schien sie zu beruhigen. Ich wußte, daß er viel auf dem Herzen hatte, und verließ mit Don Miguel die Kammer. Er flehte mich an, doch der zweideutigen Rede seiner Tochter kein Gehör zu schenken, sie sei ganz toll aus Liebe zu dem Rafael: das Kind sei verloren in seinen Händen.

Lange wartete ich, endlich trat Garcia heraus.

Er hielt die Hand Barbara's in der seinen und sah recht niedergeschlagen aus, auch sie wuschte sich mit dem Aermel die Thränen aus den Augen. Ihr Gesicht hatte jetzt einen unendlich sanften, gutmüthigen Ausdruck, dessen ich es früher nicht fähig gehalten hätte. — Wir bestiegen die Pferde.

„Nichts?“ fragte Don Miguel hehrlich Garcia. „Nichts,“ klang es hoffnungslos; „sie kann nicht anders.“

Barbara trat weinend in das Haus. Wir ritten wieder den Bergpfad hinauf.

„Hast Du Alles versucht?“ fragte ich Garcia nach einer Weile.

„Alles! Es ist so bei uns — sie kann nicht anders!“ erwiderte er.

Dann ritten wir stumm im glühenden Sonnenrand nach Gila Bend.

III.

Ich saß in der Vorhalle des „Grand Hotel“ im lieblichen kleinen Städtchen Pöhönig, der Hauptstadt vom Maricopa County, in Arizona. Das „Grand Hotel“ war eine kleine, weißgetünchte, einstockige Bretterbude — die Hauptstadt zählte damals hundert Einwohner, zum großen Theil einge-

wanderte Mexikaner. Es war eben ein echtes amerikanisches Städtchen, das, mit den Gliedmaßen eines Erwachsenen, auf die Welt kam, sich dann brav genug geberdet. Aber trotzdem ein blühendes, kraftstrotzendes, zu den schönsten Hoffnungen berechtigtes Kind, das in dem fruchtbaren Salt Riverthal sich recht wohl befand.

Ich kam vor einer Stunde von Denver, Colorado. Ein originelles Wölkchen stand an der Bar, lag, die Füße in der Luft, an die Mauer gestemmt, rauchend, spuckend, in den Mockinghairs, derbe revolvergeputzte Cowboys, kokette mexikanische Baqueros mit riesigen Sporen, in der pухhüchtigen Tracht ihrer Nation, Viehhändler, Farmer mit bartlosen Typen, mit Hornröhren sich die Zähne stochernd, Miner, müßiges, zweideutiges Volk, dazwischen herumschleichend kleine, struppige Indianerweiber in Lumpen, ihre Papusjes (Kinder) auf dem Rücken, auch der bezopfte Sohn des himmlischen Reiches fehlte nicht, der aus der Küche ab und zu huschende, springende, in weißes Leinen gekleidete, ewig lachende „John“, Spanisch und Englisch könnten wir durcheinander. Getreideproben wurden herumgereicht; Specimens aus den Minen, Pferde- und Viehhändler abgeschliffen, drinks allround genommen.

Ich las eben in einer alten Nummer des „New Yorker Herald“, die sich bis hierher verirrt, und dampfte eine pechschwarze Mexicana. Da erhob sich plötzlich wirres Geschrei von der Straße; eine Schaar halbnaakter, schmutziger Jüngens unternahm einen Beiklauf, von einer Wolke Staubes umgeben, gegen das „Grand Hotel“, große rothe Zettel schwingend.

„Great excitement in Maricopa, bella Barbara captivated, longe Rafael killed!“ klang es wie ein Schlachtruf aus heiseren Kehlen. Alles stugte, die Gespräche verstummten, im Nu hatte jeder der Anwesenden einen rothen Zettel von den kleinen Kobolden in die Hand gedrückt, die sich kaum Zeit nahmen, die zehn Cents einzukassiren, um weiterzuziehen die Straße hinab, um jeder etwaigen Konkurrenz zuzurückzukommen.

Es gab damals noch keine Zeitung in Pöhönig, und nur ganz besondere Ereignisse wurden auf diese Weise bekannt gegeben.

Auch ich hatte einen Zettel in der Hand und starrte auf die großen schwarzen Buchstaben. Es waren zwei Jahre vergangen seit meinem Abenteuer bei Gila Bend, später hatte ich noch vernommen, daß die Barbara eines schönen Tages mit Rafael Sunol verschwunden, da der Vater unbefugt war. Ich hatte die ganze Sache vergessen im Drange eines bewegten, ruhelosen Lebens, jetzt stand die nächste Szene wieder lebendig vor meinen Augen; kein Zweifel, es war dieselbe Barbara, derselbe Rafael.

Warum wurde sie gefangen, er getödtet? Was hatten sie verbrochen? „Sie ist verloren in seiner Hand,“ sagte damals der Alte. Dann dachte ich an den armen Garcia — wenn der das erfährt!

In diese Gedanken versunken, achtete ich nicht auf meine Umgebung. Der tolle Wärm, die fieberhafte Aufregung in den Gruppen, die unzählige Male genannten und gerufenen Namen Barbara und Rafael ließen mich erst aufblicken von dem verhängnisvollen Blatte. Jetzt fiel es mir auf: bella Barbara — long Rafael. Diese feststehenden Attribute, ohne Familiennamen — und Alles sprach ringsum wie von weltbekannten Personen — in Pöhönig — fünfzig Meilen von Maricopa — von einem einfachen Baquero und seiner Geliebten! Woher kam diese Volksthumlichkeit? Ich fragte den nächsten Besten, einen biederen Farmer dem Aussehen nach, der sich besonders erfreut zeigte über die Nachricht.

„Kennen Sie denn diese Weiden?“

Er sah mich groß an.

„Wohl fremd hier, Sir?“ erwiderte er. „Sont müßten Sie doch von der Landplage in Maricopa County gehört haben, den verwegentesten Desperados seit Jahren. Das will was heißen hier zu Lande, Sir! Keine Post, kein Stück Vieh, kein Pferd, kein Mensch auf der Straße war ja sicher vor dem Gefindel! Na, das giebt ein Fest, wenn die auf-

gekniipft wird! Das müssen Sie abwarten, das geht rasch bei uns in einem solchen Falle.“

„Aber sie war doch nur seine Geliebte?“ fragte ich weiter.

„Sie? Die Barbara? Ich danke! Sie war ja die Seele des Ganzen, der helle Teufel, sage ich Ihnen! Man war ja keines Burschen mehr sicher, ob sie ihn nicht in ihre Neze zog. Die besten, die bravsten Leute hat sie zu dem sanfteren Handwerk verführt, es sollen ihrer Dreißig sein, und sie war die Anführerin. Der Rafael ist ein einfacher Lump, ein Pferdebieb, ein feiger Tropf, aber sie — man muß Respekt haben vor ihrer Entschlossenheit, sie that es mehr aus Leidenschaft, aus Freude an dem wilden, waghalsigen Leben. Sie soll nichts gegeben haben um Geld und Gut, Alles verschenkt unter ihre Leute. Sie gingen auch durch's Feuer für sie — sollen nur aufpassen, daß sie sie nicht wieder holen — oft schon dagewesen. Wie sie nur in diese Falle gehen konnten!“

Ich hörte gespannt der abgebrochenen Rede zu — die letzten Worte des Mannes ließen mich erst den Bericht genauer ansehen:

„Gestern gelang es Sheriff Edwards von Maricopa County, die schöne Barbara und den langen Rafael, den Schrecken des County, in der Hütte ihres erkrankten Vaters, Miguel Pacheco bei Gila Bend, gefangen zu nehmen. Rafael wurde nach heftiger Gegenwehr erschossen, Barbara gefangen genommen. Sie wird in den nächsten Tagen vor der Supreme Court in Pöhönig gerichtet werden.“

Mein Farmer wurde unterdessen von Bekannten umdrängt, überall bildeten sich erregte Gruppen, den Vorfall besprechend.

„Wäre mir lieber, für die Barbara die Kugel und für den Rafael den Strick, als umgekehrt,“ meinte ein Baquero. „Nun, verrathen hat sie nichts. Die Blaubänder können ruhig auseinander gehen —“

„Wenn sie Schurken sind und sie hängen lassen,“ meinte ein mexikanisch gekleideter Baquero.

„Was wollen sie denn thun?“ erwiderte ein Cowboy schlecht englisch.

Der Mexikaner sah ihn spöttisch an, seine Zigarette zerkauend.

„Du weißt es freilich nicht!“ Er spuckte verächtlich aus.

Von einem kunstgerechten Faustschlag unter das Kinn getroffen, rollte er zu Boden; der Cowboy hatte die Beleidigung wohl verstanden; Andere warfen sich dazwischen — ein dichter Anäuel von Menschen entstand. Ich erwartete jeden Augenblick einen Schuß aufblicken zu sehen. Dann flogen Beide, der Mexikaner und der Cowboy, plötzlich weit in die Straße hinaus unter dem Gelächter der Menge; und von Neuem sprach man, als ob nichts geschehen, über die sensationelle Nachricht.

Ein Miner wollte sie vor mehreren Monaten in einem Sandangohause zu Pima selbst gesehen haben, das sie furchtlos mit einigen ihrer Leute betrat; er wurde von allen Seiten umdrängt um Auskunft, jeder wollte Näheres erfahren von der bella Barbara.

Wir war der Ausdruck „Blaubänder“ aufgefallen, den jener Cowboy gebraucht.

„Warum heißt man denn ihre Anhänger Blaubänder?“ fragte ich.

„Weil sie alle blaue Bänder um die Hüfte tragen sollen mit Barbara' in Silber drin gestickt,“ erwiderte man mir von allen Seiten.

Auch das schien eine allbekannte Thatsache, welche die Romantik des Ganzen noch erhöhte. Es war gleichsam ein Geheimbund, den dieses tolle Mädchen gestiftet.

Von weit und breit zogen junge Leute der schönen Zauberin zu, die das Gerücht bald mit einem phantastischen Nimbus umgab, nur um das blaue Band um den Hüft geschlungen zu bekommen.

„Sie behert Menschen und Pferde“, sagte damals der alte Tom in Gila Bend, und er hatte Recht.

Bei den jungen Leuten umher hatte daher auch die Nachricht sehr getheilte Gefühle erweckt. Es fehlte der schönen Barbara nicht an jugendlichen Vertheidigern, welche die allbekannte spanische Desperadogroßmuth an ihr hervorgehoben, rührende

Blige von ihr zu erzählen wußten, die in keinem Räuberleben fehlen dürfen. Man besprach sich allgemein, daß es in der Nacht in den Spiel- und Fandangohäusern unter dem Einfluß des Whisky zu blutigen Streitereien kommen werde um die schöne Barbara.

Ich war fest entschlossen, Abends nach Gila Bend zu fahren, um vom alten Tom das Nähere zu erfahren; vielleicht traf ich auch Garcia dort. Ich hatte ihn seit jenem Tag nicht mehr gesehen, und zwei Jahre waren darüber verfloßen — er kannte jedenfalls am besten den Weg, den Barbara seitdem gezogen.

Unzählige Male las ich den rothen Zettel: „Wurde bei ihrem auf den Tod erkrankten Vater Miguel Pacheco gefangen genommen,“ den sie noch einmal sehen wollte, von dem sie Bergehung ersehen wollte für den vielen Kummer, den sie ihm bereitet. Ich erinnerte mich ihres wehmüthigen Blickes, der tiefen Trauer war ein verlorenes oder nie besessenes Glück und der unbewußten Sehnsucht

darnach, die daraus sprach, der heißen Thränen, die sie vergoß beim Abschied von Garcia. Dieser gefährliche Besuch beim sterbenden Vater verstärkte das vortheilhafte Bild des Mädchens in meiner Phantasie. Welche dunkle, unabändige Gewalten mögen diese Brust aufgewühlt haben!

„Sie kann nicht anders,“ sagte Garcia, „es ist so bei uns!“

Ich sehnte mich nach dem schwarzlockigen, schwermüthigen Burschen. Eben wollte ich den Weg zum Depot einschlagen, es ging schon gegen Abend, da ertönte das dumpfe Brausen einer erregten Volksmenge die mit Gummibäumen eingefasste Avenue herauf, die zum Bahnhofs führte. Ich kannte diese drohenden, thierischen Laute aus unzähligen Anlässen und ihre verschiedenartigen Nuancen. Wenn mich nicht Alles täuschte, galten sie diesmal einem Opfer der Volkswuth, dem dumpfen Lohne nach, nur hier und da mischten sich hohe, helle Laute der Freude, begeisterter Begrüßung, wie sie die Masse

seinem Liebling zusäuscht, hinein, die mich ganz zu machen.

Zunmer näher kam es. Eine dicke Staubwolke wälzte sich vorans, Pferdegekrappel, Wagengerassel, wilder Lärm entrollte ihr — jetzt wurde sie lichter. Eine johlende, Hilteschwenkende Menge, die sich in eine Schaar Berittener drängte, ob aus Begeisterung oder einem andern Motiv war nicht mehr erkennbar wurde sichtbar auf beiden Seiten, mitten im Menschenknäuel sich tummelnde Reiter, sie umwirbelnde Quasten flatternde Bänder, auf und ab schwenkende Sonnenbreros, in der Luft weite Kreise beschreibende Peitschen, wiehrende Pferdeköpfe mit flatternden Mähnen und aufgesperrten Nüstern. Die Berittene in der Mitte trugen die Uniform der amerikanischen Armee. Das Masseln eines Fuhrwerkes, das nicht sichtbar war, drang aus ihrer Mitte. Jetzt waren einzelne Rufe unterscheidbar — spanisch englische Flüche unter sinnlosem Geschrei.

(Fortsetzung folgt.)



Stimme im Dunkeln.*

Es klagt im Dunkeln irgendwo, Ich möchte wissen, was es ist. Der Wind klagt wohl die Nacht an.

Der Wind klagt aber nicht so naß. Der Wind klagt immer in der Nacht. In meinen Ohren klagt mein Blut, Mein Blut wohl.

Mein Blut klagt aber nicht so fremd. Mein Blut ist ruhig wie die Nacht. Ich glaub, ein Herz klagt irgendwo.

Richard Dehmel.

Zwischen Tod und Leben. Der erste harte Schmerz liegt über den Hängen und Lehnen. Das Gen, das der Bauer oben bei den Schmitteln aufgeschoben hat, muß zu Thal gebracht werden.

Also los mit dem Hörnerstücken! Das Aufladen war schnell geschehen, das Gen festgeschraubt, und der Bauer kam auf dem Quersitz. Dann ging's hinab! Wie der Sturmwind ging's! Und dann war mit einem Mal Weg und Steg dahin: ein Stein hatte die Fahrtrichtung verändert. Und die rasende Geschwindigkeit blieb. Pfeilsgeschwindigkeit ging es dem Abgrund entgegen.

Zwischen Tod und Leben. Mit übermenschlicher Kraft sucht er mit dem rechten Fuß den Schlitzen eine andere Richtung zu geben. Die rechte Hand zerrt das eine Horn des Schlitzens gewaltig heraus. Weit aufgeschrien starrten die Augen dem Abgrund entgegen. Der Hund verzerrt sich. Der Hirt ist zum Kopfe gesunken.

Der Abgrund wird ihn nicht verschlingen. Schon ist das eine Schlitzenhorn an einem vorhängenden Felsen geplatzt. Mit einem Knack wird der Schlitzen im nächsten Augenblick herumgeschlagen und an dem Abgrund vorbei zu Thal fahren.

Steuern im alten Florenz. Seit Reichthum der Kunst-Künste, vom 23. November 1316 wurden folgende Abgaben obligatorisch eingeführt. Von Verkauf von Gold- oder Silbermünzen oder von ungewaschenen Geldscheinen vor jedem 1/2 Denario für die Steuer (= 133,029 Gramma) des Reiches zu zahlen. In Schlichtungen war zu entrichten: für Leh, Kuh oder Kalb 5 Soldi, für Hammel, Ziege, Ferkel 3 Denarii, für eine junge Biene 3 Denarii, für ein Kanari 2 Denarii, für ein Schwein 18 Denarii. Geschätzte haben für jedes bei ihnen eingetragene Silberstück zu zahlen: Richter, Köche, Metzger, Schneider, Barbierer, Bäcker und Klempner etc. Es folgt das Verzeichniß von 73 Steuern, die zu dieser Steuer herangezogen werden.

Sicher gehören auch die Bestimmungen über den Reichthum, die am 22. Oktober 1297 erlassen worden

„Das ungeschätzte Schicksal.“ Von Richard Dehmel. Berlin, Egner & Siegel.

waren. In diesen Verordnungen werden Preise je für die Zeit vom 1. November bis 1. Februar, vom 1. Februar bis 1. Mai, vom 1. Mai bis 1. August und vom 1. August bis zum 1. November festgesetzt und zwar für weißen Wein für's mittlere Quart 6, 8, 10 und 12 Denarii, so daß eine Steigerung auf's Doppelte im Jahre eintritt; für Weißwein galt folgende Skala: 8, 10, 12 und 14 Denarii. Eine Ausnahme von dieser Bestimmung machten nur die jordanischen, ligurischen und griechischen Weine; die Preisfeststellung für diese Weine ergab den acht- bis zehnfachen Preis des einheimischen Getränks. Diesen Bestimmungen angefügt sind noch Vermerke, daß an Würfelspieler kein Wein verkauft werden dürfe und daß das Mischen von einheimischem Wein mit Riberia-Wein oder griechischen Weins bei hoher Geldstrafe verboten sei.

Verkauf von Wein nach dem Nacht- oder vor dem Tagesanbruch war untersagt, auch durften die Gastwirthe nur ein bestimmt vorgeschriebenes Quantum Wein für sich und ihren Haushalt halten; von diesem Quantum aber durften sie nichts verkaufen. (Aus Robert Davidsohn's „Forschungen zur Geschichte von Florenz“. 3. Bd. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.)

Die Fabrikation des Manilla-Hanfs schildert Max L. Toranzo in seiner Schrift: „Die wirtschaftliche Entwicklung der Philippinen“ (Berlin, Hermann Voelkel): Der Manilla-Hanf (Abaca) ist das Produkt der Musa textilis. Merkwürdig ist es, daß, obwohl die verschiedensten Musa-Arten in allen Tropen und wärmeren Klimaten gedeihen, diese Musa textilis so hervorragend nur auf den Philippinen vorkommt; es sind schon andernorts Versuche gemacht worden, aber mit negativem Erfolge. Die Pflanze, welche, wie ihre bekanntere Schwester, die eßbare Banane (Musa paradisiaca), einen durch die Blätterstiele gebildeten Stamm hat, in dessen Mitte sich der Stützpfeiler befindet, kommt am besten in vulkanischer, regenreicher Gegend der Philippinen fort. Die weiche Hanfstaube befindet sich in den Blattstielen, denen sie entnommen wird, bevor die Pflanze Früchte getragen hat, da die Fasern später an Elastizität und Glanz einbüßen. In zwei bis drei Jahren ist die Pflanze gewöhnlich so weit, daß sie geschneitten werden kann, die Blattkrone abgeschlagen, die grüne Haut vom Stamme entfernt werden kann; dann werden entweder die Blattstreifen der Länge nach abgezogen oder die Blattstiele einzeln abgetrennt und die innere Haut mit den fleischigen Theilen so gut wie möglich abgerieben. Die so gewonnenen Baststreifen werden mit einem Messer durchgezogen und von den letzten Fleckchen befreit. Nachdem das Produkt dann genügend von der Sonne getrocknet ist, kann es beladen werden. Bei dieser einfachen Prozedur entsteht jedoch ein großer Verlust an Fasern, der durch zweckmäßigere Maschinen jedenfalls vermieden werden könnte. Der Jänder ist schwer zu einer Kemmung in seinen Werkzeugen zu bewegen, weil, da aber der Fortschritt sich einmal im Allgemeinen Bahn gebrochen hat, wird er auch im Einzelnen Erfolg haben. Der Manilla-Hanf ist bisher noch von keinem anderen erreicht, viel weniger übertriffen worden. Der ganze Artikel ist die Qualität fair current-Hanf mit Abzügen nach oben und unten, die jedoch quantitativ klein sind; von weniger Bedeutung ist Qualität und der feidenartige Lapp, die neben ihrer Bekleidung zu feinen Geweben in ihrer Heimath,

auch in Europa zu feinen Toiletteartikeln, besonders in der Damenhutbranche, verarbeitet werden. Der erfteren Hanfsorten liefern die vorzüglichsten Schiffstau- und Grubenseile, und in Amerika, das große Quantitäten konsumirt, die „Cinders“ für Garben zur Erntezeit.

Das Purkafest der Babber-Insulaner (Molukke) beschreibt Dr. Alexander Pfleger in seiner reich illustrierten Werke „Smaragdinseln der Südsee“ (Bonn, Emil Strauß): Wenn irgend welche Sorgen, Krankheiten oder dergleichen eine Gemein bedrücken, wird das Purkafest gefeiert. Zum Zeitpunkt hing an einer hohen Bambusstange eine Purkfahne in Gestalt einer menschlichen Figur, aus Zehnstoff ausgeschnitten und mit einem geschmückten Holzkopf versehen.

Die Opfer bildeten die Einleitung des Festes. Abends gegen fünf Uhr begann der höchst eigenartige Tanz. Innerhalb des Steinquadrats vor dem Tanz lag ein paar Bambusstreifen von vier Meter Länge kreuzweis übereinander. Die Enden ruhten um sie nicht in den vom Regen aufgetriebenen Boden zu lassen, auf quer gelegten Bambusstücken. Aus der phantastisch geschmückten, im Glanze der neugekauften Herrlichkeiten, besonders alter Uniformen prangenden Menge traten vier Männer hervor. Sie hockten nieder und ergriffen die Enden der Bambusstreifen, die sie nun im Takte der Trommeln und des eintrönigen Gesanges der Trommelschläger je zweimal gegeneinander, je zweimal mit 1/2 Fuß Abstand auf die Bambusstöcke schlugen. Vier Länger stellten sich über Kreuz und hüpfen unter Körperumdrehungen im Reigen je zweimal zwischen die Bambusstreifen, wenn diese im Urtand gehalten wurden je zweimal in den freien Raum daneben, wenn sie gegeneinander schlugen. Dabei gab es allerlei Wechsel; der Reihe nach hüpfte ein Tänzer in ein kleines Quadrat in der Mitte, so lange es offen war oder die Bewegungen des Körpers oder die Art der Musik mit dem Fuß wurde geändert. Einmal tanzten vier Jünglinge, dann vier Mädchen, dann ein Greis, dann ein Knabe, eine alte und eine junge Frau usw.

Nach etwa einer Stunde brachten aus allen Hütten die Frauen auf Tellern Reis, mit einer reichlichen Sauce begeben, herbei, und stellten sie in einem großen Kreise rund um die Tänzer auf den Boden. Dieser Reis, der durch den Tanz vor der Gottheit geweiht ist, wurde gemeinsam verzehrt, und das Fest bis spät in die Nacht, beim Scheitern eines Oellampens, die auf einem Bambusstock neben den Trommeln stand, fortgesetzt. Am nächsten Morgen folgte dann eine Fahrt in den großen, festlich geschmückten Kanu und nach der Rückkehr wieder den ganzen Abend der selbe Tanz abwechselnd mit wilden Kriegstänzen der Männer. So dauerte das Vergnügen acht bis zehn Tage lang, ein Häuflein Schweine muß das Letztere lassen, und wenn die Gottheit gnädig ist, bekommen ihren Dank, indem sie die Krankheit oder was so das Herz der Gemeindeglieder betrübt, zu schwinden läßt.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW, Deutshstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!